

SCHULD!

MICHAEL THODE

SEID! IHR!

THRILLER

III |

lÜbbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

Erster Akt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Zweiter Akt

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44

Dritter Akt

Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Kapitel 67

Kapitel 68

Kapitel 69

Vierter Akt

Kapitel 70

Kapitel 71

Kapitel 72

Kapitel 73

Kapitel 74

Kapitel 75

Kapitel 76

Kapitel 77

Kapitel 78

Fünfter Akt

Kapitel 79

Kapitel 80

Kapitel 81

Kapitel 82

Kapitel 83

Kapitel 84

Kapitel 85

Kapitel 86

Kapitel 87

Kapitel 88

Sechster Akt

Kapitel 89

Kapitel 90
Kapitel 91
Kapitel 92
Kapitel 93
Kapitel 94
Kapitel 95
Kapitel 96
Kapitel 97
Kapitel 98
Kapitel 99
Kapitel 100
Kapitel 101
Kapitel 102
Kapitel 103
Kapitel 104
Zwei Wochen später
Kapitel 105
Kapitel 106
Nachbemerkungen

Über dieses Buch

Ihr habt mein Leben mit Füßen getreten.
Ihr habt mir das Liebste genommen.
Jetzt ist die Zeit meiner Rache gekommen.
Und ich nehme euch alles.

In der Lüneburger Heide nehmen sich ein obdachloser Mann und ein pensionierter Polizist unter größten Qualen das Leben. Was verbindet diese beiden Männer? Und welche Bedeutung haben die Tarotkarten, die neben den Toten gefunden werden?

Über den Autor

Michael Thode, 1974 in Heide/Holstein geboren, studierte Jura und Fachjournalismus in Bayreuth, Göttingen, Kiel und Berlin.

Er veröffentlichte zahlreiche Kurzkrimis, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde. »Das stumme Kind« ist sein erster Roman.

Michael Thode lebt mit Frau, Hund und zwei Pferden in der Lüneburger Heide.

SCHULD!

MICHAEL THODE

SEID! IHR!

THRILLER

lÜbbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Dieser Titel wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Titelillustration: © plainpicture/B.O.A
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-0371-0

luebbe.de
lesejury.de

Für meine Eltern

Prolog

*Vierhöfen,
22 Jahre zuvor*

Er konnte Liv zwar nicht hören, aber er sah sie: Sie stand in einem weißen T-Shirt und einer engen Jeans in der Stahltür zur großen Werkstatt und winkte ihm zu.

Sein Herz schlug vor Freude heftig. Er schaltete die Holzfräse und die Staubabsaugung aus und nahm die Ohrenschützer ab. Doch statt Liv entgegenzustürmen, klopfte er sich unsicher die Holzspäne von den Ärmeln seiner Jacke ab. Liv schien sich nicht daran zu stören. Sie schloss die Tür hinter sich und kam strahlend auf ihn zu. »Wow, ich hätte gar nicht erwartet, dass euer Betrieb so groß ist! Und der Geruch! Ich liebe Holz!«, rief sie begeistert.

»Mein Vater hat das alles in den letzten zwei Jahrzehnten aufgebaut«, erwiderte er und schluckte schwer.

Liv legte den Kopf schräg und sah ihn an. »Ich bin hier schon oft vorbeigefahren. Hätte ich gewusst, dass du hier wohnst, dann ...«

Die offensichtliche Bewunderung half ihm, seiner Anspannung etwas entgegenzusetzen. Er lehnte sich gegen die Holzfräse und kreuzte die Arme vor seiner Brust. »Was dann?«, fragte er mit neckischem Grinsen.

»Ähm ... dann ... na ja.« Zuerst zuckte sie mit den Schultern, dann begann sie zu lachen. »Keine Ahnung. Sag du es mir!«

Er ging zu ihr und nahm sie in den Arm. Er war unsicher, ob er sie küssen sollte, doch darum musste er

sich keine weiteren Gedanken machen. Sie presste ihre Lippen so fest auf seine, dass er beinahe vergaß zu atmen.

»Die ganze Woche ohne dich habe ich kaum ausgehalten«, sagte sie, als sie sich voneinander lösten.

»Ging mir genauso, aber du weißt ja. Mein Vater ...«

»Das ist jetzt egal, jetzt bin ich ja hier ...« Liv schaute ihn mit einem übermütigen Blitzen in den Augen an.

Ihm schoss das Blut ins Gesicht. *Sie hat recht!*, dachte er gleichzeitig. *Sein Vater konnte ihm in diesem Augenblick völlig egal sein!*

Er räusperte sich und deutete mit einer einladenden Armbewegung durch die Werkstatt. »Darf ich dir mein kleines Reich zeigen?«

»Nichts lieber als das!« Auf Livs Gesicht lag das breite Lächeln, in das er sich bei der ersten Begegnung schlagartig verliebt hatte.

Am vergangenen Wochenende hatten sie zum ersten Mal miteinander geschlafen, und am liebsten hätte er es sofort wiederholt.

Hier und jetzt!

Er wollte aber nichts überstürzen und führte sie erst einmal durch die Werkstatt. Er nahm wahr, dass sie sich für ihn und seine Arbeit wie noch kein anderer Mensch bisher interessierte. Er saugte diese bedingungslose Zuneigung auf wie ein Schwamm. Als er seine Erklärungen beendet hatte, ging er zu einer der Werkbänke und holte eine Holzfigur, die etwa zwei Handteller groß war. »Das habe ich für dich gemacht!«, sagte er und gab sie ihr.

Liv strich ungläubig über das Holz. Es war pechschwarz und fein gemasert. Dabei war sie so vorsichtig, als könne es jederzeit zerbrechen. Schließlich murmelte sie: »Ein vierblättriges Kleeblatt.«

»Das soll dir Glück für deine Abiturprüfungen bringen.«

Liv hielt inne und wollte gerade auf ihn zugehen und ihn umarmen, als die Stille jäh unterbrochen wurde.

»Ist die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse auf dem Tisch!«, schallte eine Männerstimme barsch aus Richtung der Stahltür.

Er fuhr herum. »Vater? Ich dachte, du ...«

»Der Transporter hat Kühlflüssigkeit verloren, also musste ich umkehren.«

»Das ist ...«

Sein Vater kam näher und gestikulierte dabei wütend mit den Armen. »Warum laufen die Maschinen nicht?«

»Ich ... ähm ... ich mache gerade eine Pause.«

»Du bist also der Meinung, dass du dir das leisten kannst?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sein Vater nach. »Ich will den Kunden nicht erklären müssen, dass du schon wieder einen Termin vermasselt hast!«

Was sollte er jetzt machen?

Eine aussichtslose Diskussion mit seinem Vater führen, die doch nur in Streit und maßlosen Demütigungen gegen ihn endete?

Liv bitten zu gehen? – Und damit riskieren, dass ihre Beziehung endete, bevor sie überhaupt richtig begonnen hatte?

Gemeinsam mit Liv die Tischlerei verlassen? Vielleicht für immer?

Seine Gedanken überschlugen sich. Er sah, wie Ablehnung und Härte die Augen seines Vaters endgültig verdunkelten. Ihm blieb keine Zeit, weiter nachzudenken. Er musste eine Entscheidung treffen, doch er war unfähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen.

In diesem Moment ging Liv auf seinen Vater zu und streckte ihm ihre Hand entgegen: »Hallo! Ich bin Liv!«

Der blickte sie grimmig an und kratzte sich an der Wange.

Sie hielt es durch, ihre Hand nicht zurückzunehmen.

Endlich erwiderte sein Vater den Gruß. Auch er gab ihr die Hand, jedoch ohne sich vorzustellen. Stattdessen hob er

das Kinn und wies damit auf Livs andere Hand. Darin hielt sie das hölzerne Kleeblatt. »Hat er das gemacht?«

Liv blickte unsicher auf den Glücksbringer. Sie setzte gerade zu einer Antwort an, als er ihr zuvorkam. »Ja, das habe ich gemacht.«

»Darf ich?« Ohne Livs Antwort abzuwarten, nahm sein Vater ihr das Kleeblatt aus der Hand. Er hielt es in die Luft und inspizierte es gegen das Sonnenlicht, das durch ein Oberfenster fiel. »Du hast das teure Ebenholz dafür genommen?«

»Ja«, erwiderte er knapp und spürte, wie sich seine Kehle wieder zuzog.

»Und warum hast du dir keine Mühe gegeben?«

»Ich ... Ich ...«, stammelte er schwach. In seinem Inneren aber loderte eine unbändige Wut wie ein heißes Eisen.

»Wenigstens für deine kleine Freundin hättest du dich anstrengen können!«, zischte sein Vater scharf.

Livs Blick ging zwischen den beiden Männern hin und her. Schließlich streckte sie die Hand nach dem Kleeblatt aus. »Ich würde es gerne wiederhaben.«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Dieser Betrieb besteht seit über zwanzig Jahren, und unsere Kunden sind höchste Qualität gewohnt. Dieser Schrott wird diese Halle nicht verlassen.« Dann holte er aus und schleuderte das Kleeblatt durch die Halle.

Liv legte eine Hand auf den Oberarm ihres Freundes. »Es tut mir so leid«, sagte sie, »ich gehe jetzt besser.«

Er sah sie an, doch sie drehte sich weg und beeilte sich, die Stahltür zu erreichen.

Nein!, schoss es wie ein Peitschenhieb durch seinen Kopf. Sein Blick traf auf den seines Vaters. Dessen Genugtuung war offensichtlich.

Von einem Augenblick zum anderen war nur noch blanker Hass in ihm. Er griff nach dem kantigen Stuhlbein

aus massivem Eichenholz, an dem er zuvor gearbeitet hatte.

»Lass das!«, hörte er Liv schreien, die sich noch mal umgewandt haben musste. Doch ihr Rufen kam zu spät!

Im nächsten Moment krachte das Holz mit voller Wucht gegen den Schädel seines Vaters. Blut schoss durch die Luft. Es war ein erlösendes Gefühl, und all die aufgestaute Wut in ihm brach sich Bahn. Das Blut spritzte bis zu Liv hinüber, die sich schreiend die roten Flecken von den nackten Unterarmen und vom T-Shirt wischen wollte.

»Nein!«, hörte er sie noch einmal wie hinter einer Glaswand, doch da prallte das Holz schon wieder mit voller Wucht auf den splitternden Schädel seines Vaters.

Erster Akt

Sonntag, 12. Mai bis Montag, 13. Mai

Historisch sind weder der Zeitpunkt noch der Ort der Entstehung der Tarotkarten geklärt. Je nach Quelle werden die Wurzeln in Asien, Nordafrika oder Italien vermutet.

Die ersten Nachweise für die Existenz der Karten gehen auf das 15. Jahrhundert zurück. Aus der Zeit zwischen 1420 und 1450 sind rund zweihundertfünfzig fantasievoll gearbeitete und teilweise mit Blattgold hinterlegte Exemplare erhalten, die die Kunst der frühen italienischen Renaissance widerspiegeln.

Die Karten stammen aus verschiedenen Spielen. Da diese Spiele sich allesamt im Besitz des Herzogs von Mailand Filippo Maria Visconti und seiner Familie befanden, werden sie auch als »Visconti-Spiele« bezeichnet.

Heute werden die Karten in der Pinacoteca di Brera in Mailand, in der Beinicke Rare Book and Manuscript Library in New Haven, in der The Morgan Library & Museum in New York sowie in der Accademia Carrara in Bergamo aufbewahrt.

Kapitel 1

DER GEHÄNGTE

*Winsen (Luhe),
Parkhaus am Bahnhof,
Sonntag, 12. Mai, 20:45 Uhr*

Der Gehängte, wie er sich selbst nannte, schloss den BMW auf und stieg ein. Er hatte diesen Wagen erst am Tag zuvor angemietet, da sein eigener Opel Astra aufgrund eines Motorschadens ausgefallen war. Dies war eine erhebliche Abweichung von seinem eigentlichen Plan, und es war ungewiss, ob er den Wagen zurückgeben würde.

Aber das sollte jetzt nicht sein Problem sein!

Glücklicherweise hatte der junge Angestellte der Autovermietung nicht genau hingesehen. Daher waren ihm die gefälschten Dokumente, die *der Gehängte* für die Anmietung des BMW genutzt hatte, nicht aufgefallen.

Nun ging es um die wesentlichen Dinge, denn endlich waren die vielen Jahre des Planens und die kräftezehrenden Monate des Vorbereitens vorbei. Was in den nächsten Tagen folgen sollte, war ein Theaterstück mit sechs Akten. Es war *sein* Theaterstück, und es trug den Titel, den er dafür ausgewählt hatte.

SCHULD! SEID! IHR!

Es sollte ein meisterliches Rachewerk werden! Detaillierte Vorbereitung und exaktes Vorgehen - und gleichzeitig Improvisationskunst und höchste Spannung für alle Beteiligten. Nur der Ausgang der einzelnen Akte war nicht variabel. Jeder Akt hatte seinen eigenen tragischen Helden, und für jeden würde am Ende seines Aktes der

Vorhang fallen. Die sechs wussten noch nicht, dass ihr Auftritt unmittelbar bevorstand, doch sie sollten es schon bald erfahren.

Er würde immer wieder eingreifen müssen, damit keiner der Darsteller das gewünschte Ziel verfehlte. Seine Flexibilität und sein Einfallsreichtum würden permanent auf dem Prüfstand stehen, und er war bereit, diese Herausforderung anzunehmen.

Wenn alles so eintraf, wie er es geplant hatte, würde er in einer Dreiviertelstunde auf Martin Stelter treffen - den Darsteller des ersten Aktes.

Und von da an sollte es kein Zurück mehr geben.

Kapitel 2

DIE ANDEREN

*Buchholz in der Nordheide,
Fußgängerzone,
Sonntag, 12. Mai, 21:30 Uhr*

»Komm schon, Bosko!«, sagte Martin Stelter und schaute auf seinen Golden Retriever hinab. Der Anblick des Hundes schmerzte ihn. Er war zwar erleichtert, dass sein Begleiter den vergangenen Winter überstanden hatte. Doch nun musste er sich langsam mit dem Gedanken abfinden, dass es wohl der letzte gemeinsame Sommer sein würde.

»Los jetzt, Bosko!«, animierte er seinen Hund erneut. »Bis zum Bahnhof ist es nicht mehr weit!« In den vergangenen zwölf Jahren hatte Martin Stelter die Abwärtsspirale, die sein Leben genommen hatte, gemeinsam mit seinem Hund durchlebt. Bosko war ihm als einziger Freund geblieben, als sein Leben endgültig aus den Fugen geraten war.

Er umfasste die Tragegriffe der beiden Plastiktüten noch fester und ging langsam weiter. Nach einigen hundert Metern schloss ein Passant zu ihnen auf, der ein Fahrrad neben sich herschob. Stelter nahm ihn zwar wahr, ignorierte ihn aber.

»Entschuldigen Sie bitte«, hörte er den Mann sagen, doch er schenkte ihm keine Beachtung. »Ich habe Sie auf meinem Weg nach Hause schon öfter hier entlanggehen sehen.«

Stelter bemerkte sehr wohl, dass die Worte des Mannes freundlich klangen, anders als die Beschimpfungen und

Anfeindungen, mit denen er üblicherweise konfrontiert war. Dennoch setzte er seinen Weg unbeirrt fort.

»Ich kann mir gut vorstellen, wie hart es ist, wenn man sich auf der Straße jeden Tag aufs Neue behaupten muss.«

Stelter blieb stehen und wandte sich dem Fremden zu. Er musterte ihn von der Schuhsohle bis zum Scheitel, dann rotzte er auf den Asphalt. »Einen Scheißdreck kannst du!«

Der Mann schien kurz nachzudenken, dann nickte er mit einem Ausdruck von Verlegenheit und Mitgefühl. »Wahrscheinlich haben Sie recht.«

Auch jetzt erschien es Stelter, als würde sein Gegenüber es tatsächlich ernst meinen. Trotzdem hatte er keinerlei Interesse an einem Gespräch – zum einen zog die Kälte unwirtlich durch seinen Parka, zum anderen wollte er den Zug erreichen. »Dann verpiss dich!«

»Ich bin Maschinenbau-Ingenieur und übernehme ab übernächsten Monat einen Job auf einer Ölplattform im Golf von Mexiko«, sagte der Mann weiter.

Martin Stelter hielt inne und sah den Mann an.

Kapitel 3

DER GEHÄNGTE

*Buchholz in der Nordheide,
Fußgängerzone,
Sonntag, 12. Mai, 21:30 Uhr*

In dem Moment, als er die Umrissse von Martin Stelter in der Abenddämmerung entdeckte, drängte sich ihm ein Gedanke auf.

Stelter ist der lebende Beweis dafür, dass es auf dieser Welt doch noch Gerechtigkeit gibt!

Der speckige Parka, die ausgebeulte Cordhose, die gebückte Haltung, der hölzerne Gang, die prall gefüllten Plastiktüten und der halbtote Hund - in den letzten Wochen war Stelters Anblick immer gleich gewesen.

Obwohl Stelter noch weit von ihm entfernt war, musste er die Nase rümpfen. Schweiß, Zigarettenrauch, Alkohol und öffentliche Toiletten waren die Gerüche, die er mit ihm verband.

Der Gehängte presste seinen Oberkörper fester in die winzige Lücke, die zwischen den Gebäuden der Blumenhändlerin und des Immobilienmaklers klaffte, und vergrub seine Hände tief in den Jackentaschen. Noch immer hielt er seinen Blick auf Stelter geheftet. Dieser war gemeinsam mit seinem Hund auf dem Weg zum Bahnhof. Wie immer würde er um zweiundzwanzig Uhr fünf in den Zug Richtung Bremen steigen, um drei Minuten später am Bahnhof in Sprötze wieder auszusteigen. Von dort aus brauchte er eine knappe Dreiviertelstunde, bis er seinen Schlafplatz erreichte. Falls die Luft trocken war und der

Hund Schritt halten konnte, würde Stelter um kurz vor dreiundzwanzig Uhr in dem Waldstück ankommen, bei nasskaltem Wetter ein paar Minuten später.

Er wandte seinen Blick in die andere Richtung. Von dort kam ein junges Pärchen auf ihn zu. Beide gingen an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Auf Höhe eines Juweliers verlangsamte die Frau das Tempo. Der Mann legte seinen Arm um sie und schien sie zum Weitergehen drängen zu wollen. Sie machte einen Schritt zur Seite und löste sich von ihm. Vor dem Schaufenster blieb sie stehen und deutete auf die Auslage. Er schien genau zu wissen, was sie meinte. Flüchtig blickte er in das Schaufenster, dann seufzte er. Rasch legte der Mann seinen Arm wieder um die Frau und bugsierte sie zurück auf den Weg. Zuerst protestierte sie halbherzig, dann ließ sie sich ohne Widerstand von ihm weiterführen. Im Vorbeigehen warfen beide einen flüchtigen Blick in das *Nachtcafé*, dann verschwanden sie in einer Seitenstraße.

Nun waren sie wieder allein: er, Martin Stelter und dessen Hund. Stelter hatte seinen Blick direkt vor sich auf die Pflastersteine geheftet.

Nachdem Stelter und sein Hund ihn passiert hatten, trat *der Gehängte* in den Schein der Straßenlaternen und ging zu dem Fahrradständer, in dem ein Mountainbike abgestellt war. Der Jugendliche, dem das Fahrrad gehörte, traf sich sonntagabends regelmäßig mit seinen Freunden im *Nachtcafé*, um dort Billard zu spielen. Sie verließen die Kneipe selten vor Mitternacht, und damit passten sie hervorragend zu dem Plan, den er für die nächsten Minuten entworfen hatte.

Weiterhin kam ihm zugute, dass der Besitzer des Fahrrads zwar eine ordentliche Summe für den Kauf des Fahrrads investiert hatte, nicht jedoch für eine angemessene Diebstahlsicherung.

Er hatte das Kettenschloss, das der Jugendliche nutzte, nachgekauft und zu Hause herausgefunden, wie es sich am

schnellsten knacken ließ. Dank der erbärmlichen Qualität der Kettenglieder war es nun ein Leichtes gewesen, es mit einem einfachen Bolzenschneider zu öffnen.

In Gedanken schickte er seinen Dank an den jungen Mann in dem *Nachtcafé*, dann nahm er das Fahrrad aus dem Ständer und blickte auf die dunklen Druckbuchstaben, die auf den Aluminiumrahmen aufgebracht waren: »Habichtjagd«.

Ich bin ein Habicht, dachte er, und ich bin auf der Jagd.

Der Gehängte lächelte und folgte Stelter. Rasch holte er ihn ein. »Entschuldigen Sie bitte.« Da Stelter ihn nicht beachtete, fuhr er fort: »Ich habe Sie auf meinem Weg nach Hause schon öfter hier entlanggehen sehen. Ich kann mir gut vorstellen, wie hart es ist, wenn man sich auf der Straße jeden Tag aufs Neue behaupten muss.«

Stelter blieb stehen und taxierte sein Gegenüber, dann rotzte er ihm direkt vor die Füße. »Einen Scheißdreck kannst du!«

Sehr schön, dachte er. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie so schnell ins Gespräch kommen würden. Er machte eine längere Pause, schließlich stimmte er zu. »Wahrscheinlich haben Sie recht.«

»Dann verpiss dich!«

Das werde ich ganz bestimmt nicht machen, dachte er und ging weiter neben Stelter her. Im Laufe seiner Recherchen hatte er sehr viele Details über dessen Leben erfahren. Die Zeit, die ihn sicherlich am meisten geprägt hatte, waren die Jahre auf einer Bohrinself gewesen. Er war sicher, dass dieses Thema ihn auch heute noch interessierte.

»Ich bin Maschinenbau-Ingenieur und übernehme übernächsten Monat einen Job auf einer Ölplattform im Golf von Mexiko«, log er. »Keine Ahnung, wie lange ich auf der Plattform bleiben werde. Jedenfalls räume ich meine Sachen gerade in einen Container, der dann per Schiff in

die Vereinigten Staaten geht. Ende des Monats gebe ich meine Wohnung hier in Buchholz ab.«

Während er dies sagte, blieb Stelter stehen. Der Hund legte sich erschöpft neben ihm ab. Stelter drehte den gesamten Körper, denn sein Hals war steif. Sein Kopf war auf eine ungewöhnliche Weise nach links gedreht und abwärtsgerichtet. Es wirkte, als würde er sein Gegenüber von unten herauf anblicken. »Warum erzählst du mir das?«, wollte Stelter wissen. Seine Stimme klang immer noch distanziert, doch sie hatte die Feindseligkeit verloren.

»Mein Fahrrad passt nicht in den Container, und ich muss es hierlassen. In meinem Freundes- und Bekanntenkreis hat niemand Interesse, es zu übernehmen, und dann habe ich an Sie gedacht. Wie gesagt: Sie sind mir in der Vergangenheit schon häufiger aufgefallen.« Er lächelte und blickte zu dem Hund hinab. »Und dieser hübsche Kerl natürlich auch.«

Martin Stelter setzte eine der Plastiktüten ab und kratzte sich hinter dem Ohr. »Und wo steht die Plattform?«

»In Viosca Knoll, mitten im Petronius-Ölfeld. Rund zweihundert Kilometer südöstlich von New Orleans.«

Stelter schien nachzudenken. »Da hat es beim Bau einen Zwischenfall gegeben.«

Er wusste, was Stelter meinte. Als er sich vorbereitet hatte, hatte er davon gelesen. »Richtig, ein siebzig Millionen Dollar teures Bauteil ist während der Montage von der Bohrinne gestürzt und im Meer versunken.«

»Schöne Scheiße.«

Der Gehängte lachte laut auf. »Das können Sie laut sagen! Ich hoffe, dass mir so etwas erspart bleibt.«

Wieder schienen Stelters Gedanken zu kreisen. Schließlich sagte er: »Ich lasse mir nichts schenken. Du kannst dein Fahrrad behalten.«

»Das passt. Ich habe nicht vor, das Fahrrad zu verschenken.«

Stelter setzte nun auch die zweite Plastiktüte ab und griff in die Taschen seines Parkas. Als er die Hände wieder herauszog, hielt er in der Linken ein Stück Papier. »Mein Schwerbehindertenausweis. Damit dürfen Bosko und ich kostenlos Zug fahren.« In der rechten Hand hielt er eine kleine, transparente Schnapsflasche, aus der er offensichtlich noch nicht getrunken hatte. »Mehr Wertsachen habe ich nicht.«

»Einverstanden«, sagte *der Gehängte* und deutete mit dem Kinn auf die Flasche. »Ich nehme den Schnaps, Sie bekommen das Fahrrad.«

Stelter steckte den Ausweis zurück in den Parka und rieb sich die Stirn. »Ehrlich?«

Er streckte ihm die Hand entgegen, um die Flasche in Empfang zu nehmen, und lächelte. »Absolut!«

»Danke«, nuschelte Stelter und gab die Flasche aus der Hand. Wenige Augenblicke später streifte er die Plastiktüten über die Griffe des Lenkers und sagte zu seinem Hund: »Komm Bosko. Es wird Zeit.«

* * *

An diesem Abend war im *Nachtcafé* nicht viel los, daher entdeckte er die Jugendlichen sofort. Während sie ihn nur flüchtig von einigen Abenden kannten, die er hier mit einem heißen Tee an einem Nebentisch verbracht hatte, waren sie für ihn wie gute Bekannte: Der Besitzer des Fahrrads war Anfang zwanzig. Er hatte auffallend rote Haare, sein Körper war durchtrainiert, und sein Aussehen verlieh ihm reichlich Selbstbewusstsein. In der Clique, die aus einem knappen Dutzend Jugendlichen bestand, war er zweifellos der Anführer. Sie trafen sich sonntagabends in wechselnder Zusammensetzung im *Nachtcafé*, spielten Billard und tranken Bier.

Vor einiger Zeit war er Zeuge geworden, als der Rothaarige einer Gruppe Gleichaltriger mit einem einzigen

Fausthieb klargemacht hatte, wem der Billardtisch sonntags gehörte. Das hatte ihm gefallen, und in diesem Moment war der Rothaarige Teil seines Plans geworden.

Als *der Gehängte* das Lokal jetzt betrat, war die Stimmung ausgelassen. Der Rothaarige hatte sich weit über den Billardtisch gebeugt, der im hinteren Bereich stand. Die tief hängenden Lampen leuchteten jedes Detail seines Gesichts aus. Die anderen Jugendlichen standen um den Tisch herum. Ihre Gesichter waren in der spärlichen Beleuchtung des *Nachtcafés* nur schemenhaft zu erkennen. Der Rothaarige ließ den Billardstock mehrmals sanft vor- und zurückschwingen, hielt dann kurz inne und stieß die weiße Kugel behutsam an. Sie rollte einige Zentimeter über das hellgrüne Tuch, touchierte eine der farbigen Kugeln und versenkte sie in der nächstliegenden Ecktasche. Er richtete sich auf und hob die Arme seitlich in die Höhe. Es sah aus, als würde er Applaus erwarten. Darauf wartete er vergeblich.

»Gehört jemandem von euch ein Mountainbike mit der Aufschrift *Habichtjagd?*«

»Warum?«, wollte der Rothaarige wissen. Seine Miene verfinsterte sich.

»Weil ein Penner das Rad gerade gestohlen hat.«

Der Rothaarige schmiss den Billardstock auf den Tisch und lief zum Ausgang. Er warf einen Blick aus der Tür, dann drehte er sich um und brüllte: »Wo ist das Arschloch?«

»Auf dem Weg zum Bahnhof.«

Der Rothaarige und seine Clique hatten es plötzlich sehr eilig, das *Nachtcafé* zu verlassen. »Wir zahlen später!«, rief er noch in Richtung Tresen.

Kapitel 4

DIE ANDEREN

*Lüneburg,
Klosterkamp,
19 Jahre zuvor*

Martin Stelters Arbeitsplatz befand sich nicht in Lüneburg, sondern auf einer Sandbank inmitten des norddeutschen Wattenmeers. Ein Mineralölkonzern hatte in den achtziger Jahren eine Bohr- und Förderinsel vor der schleswig-holsteinischen Nordseeküste errichtet, und Stelter hatte dort im Rahmen seines Geologie-Studiums während der Bauphase ein Praktikum absolviert. Als junger Ingenieur war er dorthin zurückgekehrt, und seitdem überzeugte er immer wieder mit seiner Sachkenntnis und seiner Intuition, wenn es um die Erschließung neuer Rohstoffvorkommen ging. So war es vor allem ihm zu verdanken, dass das schwarze Gold aus Lagerstätten gewonnen wurde, die in bis zu acht Kilometern Entfernung von der künstlichen Insel lagen.

Seit nunmehr einem Jahrzehnt bestimmte nicht nur das raue Wetter der Nordsee Stelters Leben, sondern auch der spezielle Rhythmus, der hier herrschte: zwei Wochen Arbeit in Zwölf-Stunden-Schichten, danach drei arbeitsfreie Wochen bei voller Bezahlung. Was anfangs nach Freiheit und Abenteuer geklungen hatte, war in den vergangenen Jahren körperlich und seelisch immer mehr zu einer Belastung geworden. Daher hatte er im Frühjahr gemeinsam mit seiner Familie den Entschluss gefasst, dass es Zeit für eine Veränderung sei. Stelter hatte sich in den

letzten Monaten nach Alternativen umgesehen. Er hatte Bewerbungsschreiben an das Geologische Landesamt in Hamburg und an mehrere Ingenieurbüros sowohl in Lüneburg als auch in Hamburg verschickt.

Vergangene Woche war er von der letzten Schicht im Wattenmeer zurückgekehrt. In seinem Kalender waren zahlreiche Termine vermerkt, die ihm kaum Zeit zum Durchatmen ließen. Dazu zählte auch ein Bewerbungsgespräch beim Ingenieurbüro *Schmitz & Märker*, das am übernächsten Tag stattfinden sollte.

»Ich bin zurück!«, rief Stelter, als er den Flur betrat und die Haustür hinter sich schloss.

»Bin auf der Terrasse«, antwortete seine Frau. »Ich habe einen Apfelkuchen gebacken. Der Kaffee ist auch fertig.«

Ohne zu antworten, zog er sein Jackett aus und hängte es an die Garderobe. Dann schaute er in den Spiegel über dem Schuhschrank, schloss die Augen und rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht. Währenddessen überlegte er, ob er in dem Innenfach seines Koffers noch eine Schachtel Zigaretten hatte.

Hinter ihm polterte es, und seine Tochter Nina kam die Treppe hinabgelaufen. »Tschüss Papa, tschüss Mama!«

»Wo willst du hin?«

Nina lief eilig an ihm vorbei und nahm ihre Windjacke vom Haken. »Mensch Papa, mit Anzug und Krawatte hätte ich dich beinahe nicht wiedererkannt. Schick, schick, solltest du öfter tragen.«

»Wo du hinwillst, habe ich dich gefragt!«

»Zu Sonja. Wir wollen zuerst in den Stall zu ihrem Pferd. Danach machen wir Hausaufgaben. Ich habe Physik letzte Woche nicht kapiert.«

»Ich fahre dich mit dem Wagen.«

»Hä? Und wie soll ich dann von Sonja aus zum Stall und wieder zurückkommen?«

»Ich möchte nicht, dass du allein mit dem Fahrrad unterwegs bist.«

»Ich fahre immer mit dem Fahrrad! Bis zu Sonja sind es nur zwanzig Minuten!«

»Wir können Sonja gerne abholen, und dann fahre ich euch beide in den Stall. Dann warte ich da und fahre euch anschließend wieder zurück.«

Nina schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Papa, aber für so einen Quatsch habe ich keine Zeit. Echt jetzt!«

Stelter machte eine kurze Pause, dann sprach er leiser als gewöhnlich. Dabei betonte er jedes einzelne Wort: »Nina! Es ist nicht ungefährlich, als Vierzehnjährige allein mit dem Fahrrad unterwegs zu sein. Ich fahre dich und hole dich wieder ab!« Er nahm seinen Anorak von der Garderobe und zog ihn an.

»Mama?«, rief Nina wütend in Richtung Terrasse. »Ist mit Papa irgendetwas nicht in Ordnung?«

Stelters Gesicht lief rot an. Bevor seine Frau antworten konnte, brüllte er: »Ich will nicht, dass du allein durch diese gottverdammte Wallapampa fährst!«

Kapitel 5

DIE ANDEREN

*Buchholz in der Nordheide,
Wohnung von Hauptkommissar Rolf Degenhardt,
Montag, 13. Mai, 09:30 Uhr*

Hauptkommissar Rolf Degenhardt strich mit dem Rasierpinsel über sein Kinn, bis alle Bartstoppeln mit weißem Schaum überzogen waren. Seine Gedanken kreisten um die Verabschiedungsfeier seines langjährigen Kollegen Oberkommissar Jens Vorberg, die in einer Viertelstunde in der Polizeiinspektion Nordheide stattfinden sollte. Für sämtliche Kollegen war von Anfang an klar gewesen, dass nur Rolf Degenhardt in Frage kam, um die offizielle Rede für den scheidenden Oberkommissar zu halten.

Er hob den Kopf, um seinen Hals zu straffen. Dann drückte er die Klinge unterhalb des Kinns auf die Haut und zog sie mit einer gleichmäßigen Bewegung an der Halsschlagader entlang. Eilig streifte er den scharf geschliffenen Stahl an einem Baumwolltuch ab. Er dachte zurück an die vergangenen Dienstjahre, die er gemeinsam mit Jens Vorberg verbracht hatte, und er wusste nicht, was er sagen sollte. Sollte er seinen Dank allgemein formulieren, oder sollte er konkrete Beispiele nennen? Dann müsste er auf jeden Fall das vergangene Jahr ansprechen, in dem Jens Vorberg viel Energie hatte aufbringen müssen, um Rolf Degenhardts zunehmende Zerstreutheit auszugleichen.